

10. 1. Imperialismustheorien und imperialistische Kontinuität

1. Der Erste Weltkrieg und Lenins Imperialismustheorie:

Im August 1914 gingen in Europa die Lichter aus. So jedenfalls kommentierte der britische Aussenminister Sir Edward den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Die Ursachen dieses Krieges, den der amerikanische Diplomat und Historiker George F. Kennan als "Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts" bezeichnet hat, sind äusserst kompliziert und bis heute in der Forschung sehr umstritten. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle ausführlich darauf einzugehen (siehe hierzu meinen neuen Aufsatz, "Im Reich des Absurden - Die Ursachen des Ersten Weltkrieges", in: Bernd Wegner (Hrsg.), Vergleichende Kriegsursachenforschung, Paderborn 2000). Hauptverantwortlich war aber sicherlich die Führung des Dten Reiches, insbesondere Reichskanzler Theobald von Bethmann Holweg. Die Regierung Asquith und insbesondere Aussenminister Grey hatten diesen Krieg sicherlich nicht gewollt, wenn auch zu wenig unternommen, um ihn zu verhindern. Aber die britischen Regierungen hatten gleichwohl maßgeblich sowohl zu den langfristigen als auch zu den unmittelbaren Kriegsursachen beigetragen.

Bereits Zeitgenossen waren nämlich der Überzeugung, dass der Imperialismus eine der wichtigsten Wurzeln war, aus der dieser Krieg erwuchs. Demnach habe die koloniale Rivalität zwischen den europäischen Mächten das internationale Klima seit den 1880er Jahren zunehmend vergiftet, Misstrauen gesäht, zur Bildung antagonistischer Allianzen geführt und den aggressiven Chauvinismus innerhalb der führenden Staaten derart geschürt, dass der Krieg schliesslich unausweichlich wurde. Die Politik mehrerer britischer Regierungen, ihr unbedingtes Festhalten an der vorherrschenden Machtstellung des Empires, ihr aggressives Auftreten etwa bei der Aufteilung Afrikas und die rücksichtslose Eroberungspolitik, die im Burenkrieg gipfelte, habe in diesem Zusammenhang wesentlich zur Verschärfung der

internationalen Spannungen beigetragen.

Diese Interpretation, über die es sich prächtig streiten lässt, soll der Anlass für uns sein, uns noch einmal gründlich mit dem Problem der Imperialismustheorien zu beschäftigen. Schliesslich sind es gerade diese Theorien, die es uns überhaupt ermöglichen, eine so komplexe Geschichte wie die jahrhundertelange Entwicklung des Britischen Empires mit einer interpretatorischen Klammer zu versehen, also die Frage nach den grösseren Zusammenhängen zu stellen, welche die welthistorische Relevanz des britischen Imperialismus überhaupt erst intellektuell begreifbar macht. Ohne die theoriebezogene Abstraktion bleibt die historische Betrachtung nämlich oberflächlich, ja letztlich eine platte Aufzählung von Fakten und Ereignissen. Ohne Theorie verkommt der Historiker zum Chronisten.

Beim Aufbau dieser Vorlesung habe ich allerdings die Auseinandersetzung mit den Imperialismustheorien bewusst ans Ende gesetzt. Ohne die wenigstens überblicksartige Kenntnis der realhistorischen Vorgänge bleibt Auseinandersetzung mit Theorien nämlich unverständlich, ja sinnlos. Ich hoffe daher, dass Sie inzwischen genügend über die Geschichte des Empires vor 1914 gelernt haben, um sich sinnvoll mit den t h e o r e t i s c h e n P r o b l e m e n d e r Imperialismusinterpretationen beschäftigen zu können und um meinen notwendig ziemlich abstrakten Ausführungen zu diesem Thema folgen zu können.

Dabei möchte ich nicht bei der Vorstellung der zahlreichen und sich zumeist widersprechenden Imperialismustheorien verharren. Diese Theorien leiden nämlich häufig unter dem Umstand, dass sie eigentlich nur Teilaspekte des Imperialismusproblems ansprechen, also kaum vergleichbar sind. Häufig reden die Autoren einfach aneinander vorbei. Ich werde das Thema daher auf eine zentrale Frage zuspitzen, die im Rahmen unseres Gesamtthemas von zentraler Bedeutung ist, nämlich die Frage nach Kontinuität und Diskontinuität in

der Geschichte des Empires. Auf den Punkt gebracht heisst das: gab so etwas wie eine rote Linie in der langen Entwicklung des Empires und lassen sich die Imperialismustheorien derart bündeln, dass sie uns bei der Identifikation dieser roten Linie helfen können?

Ausgangspunkt ist dabei der Erste Weltkrieg, denn es war dieses katastrophale Ereignis, dass die internationale Debatte über das Imperialismusproblem so recht in Gang brachte. Denn bereits unmittelbar nach Kriegsausbruch wurde vor allem von Kriegsgegnern die These vertreten, es handle sich um einen imperialistischen Krieg, bei dem die Neuverteilung des Kolonialbesitzes im Mittelpunkt stünde.

Der russische Sozialist W. I. Lenin jedenfalls war hiervon zutiefst überzeugt.

Lenin war nur einer der Ersten, die sich mit dem Problem des Imperialismus theoretisch auseinandersetzten. Seither ist die theoretische Betrachtung des Imperialismus zu einer richtigen kleinen Industrie geworden, an der sich Historiker, Sozialwissenschaftler, Politologen, Ökonomen, aber auch Politiker beteiligt haben.

2. Die Strukturen des Britischen Empires und die Theorien zum Imperialismus:

Wenn der Versuch Lenins, den modernen europäischen Imperialismus ausschließlich durch eine Analyse der wirtschaftlichen Gesamtstrukturen in den Mutterländern zu erklären, sich als wenig tauglich erwies, dann stellt sich sofort die Frage, welche anderen Erklärungsmuster vielleicht weiter führen. Tatsächlich gibt es jede Menge unterschiedlicher Ansätze, einer Erklärung des Phänomens Imperialismus näher zu kommen.

So hat etwa Anfang der 1920er Jahre der deutsche Historiker Heinrich Friedjung folgende Imperialismusdefinition vorgeschlagen:

Imperialismus sei "... die Politik der Ausdehnung eines Nationalstaats über seine Grenzen hinaus, mit dem Ziel, abhängige Territorien in Übersee zu erwerben und diese, wenn möglich, in einem Weltreich zu vereinen."

Diese scheinbar griffige Formel ist jedoch ziemlich inhaltsleer. Sie ist nämlich rein etatistisch angelegt, d. h. allein der Staat und das Wirken des Staates werden als tragende Kraft des Imperialismus angesehen. Der Staat erscheint somit als eigenständige Entität, die aus sich selbst heraus handelt. Diese idealistische Überhöhung des Staats erklärt jedoch seine inneren Mechanismen und Triebkräfte nicht und blendet auf diese Weise ganze Bereiche der Geschichte, wie soziale, innenpolitische und wirtschaftliche Entwicklungen, die doch bei der Entwicklung des Imperialismus so wichtig waren, weitgehend aus. Wie, so muß man sich fragen, kann etwa der britische Übergang zum sogenannten Hochimperialismus in den 1880er Jahren erklärt werden, ohne den inneren Meinungsumschwung in GB, den aufkommenden Jingoismus zu berücksichtigen? Auch wenn Friedjungs Ansatz immer wieder, zuletzt durch den Erlanger Historiker Gregor Schöllgen, aufgegriffen worden ist, so bleibt dieses Erklärungsmuster doch ziemlich unbefriedigend.

Andere Historiker haben deshalb demgegenüber gerade die große Bedeutung innenpolitischer Zusammenhänge und sozialer Mechanismen als Triebkraft des modernen Imperialismus betont. Dabei haben Hans-Ulrich Wehler und andere auf die wiederholten Hinweise imperialistischer Politiker wie Bismarck und Cecil Rhodes zurückgegriffen, koloniale Expansion könne helfen, die sozialen Spannungen im Mutterland zu lindern. Wehler stellte deshalb die These vom Sozialimperialismus auf. Demnach sei die imperialistische Expansion, vor allem nach 1880, vornehmlich ein Ablenkungsmanöver gewesen, um die

soziale Krise jener Zeit entweder durch koloniale Scheinerfolge vergessen zu machen oder sogar durch Emigration von Unterschichten in neue Siedlungskolonien tatsächlich erheblich zu reduzieren.

Die These vom Sozialimperialismus hat zweifelsohne einen hohen Erklärungswert, da sie das Augenmerk auf tiefer gehende innenpolitische Ursachen des Imperialismus lenkt und obendrein durch griffige Zitate von imperialistischen Politikern belegt werden kann. Dennoch treten auch hier erhebliche Defizite auf. Sozialimperialistische Motive wurden nämlich eher selten von führenden Protagonisten der Expansion vorgetragen. Und wo dies der Fall war, gewinnt man gerade bei Männern wie Cecil Rhodes den Eindruck, daß diese Argumente vornehmlich der Verschleierung ihrer wirklichen Motive, d. h. ihrer wirtschaftlichen Eigeninteressen galten. Auf alle Fälle läßt sich zumindest der britische Imperialismus auch nach 1882 nicht vornehmlich als innenpolitisches Ablenkungsmanöver erklären. Allzu häufig mußten nämlich koloniale Erwerbungen gegen erhebliche Widerstände in Großbritannien durchgedrückt und insgeheim vorbereitet werden (etwa der Ankauf von Sir George Goldie's Royal Niger Company).

Überdies aber leidet die Sozialimperialismusthese unter zwei Mankos, die sie mit Lenins und Friedjungs Imperialismustheorien gemeinsam hat: sie ignoriert fast vollständig die Entwicklungen vor 1880 und konzentriert sich allzu sehr auf die Entscheidungsprozesse in den imperialen Hauptstädten, also den Metropolen der Kolonialreiche.

Dabei erscheint es geradezu absurd, wenn man sich die Gesamtgeschichte des Britischen Empires bis 1914 vor Augen führt, wie wir es in diesem Semester getan haben, die Periode nach 1880 herauszuheben und zu isolieren. Der Gesamtzusammenhang in seinen regionalen, strategischen und wirtschaftlichen Strukturen war viel zu bedeutend, als daß in den

1880er Jahren ein fundamentaler Bruch hätte stattfinden können. Wir haben dies ja an den Entwicklungen in Indien und in den "weißen Kolonien", den Herzstücken des Empires, gesehen. So ging etwa der Expansionismus an den Rändern Indiens bruchlos weiter, ohne Rücksicht auf den sogenannten Hochimperialismus zu nehmen, und auch die Verselbständigungstendenzen in den Siedlungskolonien waren ein langfristiges Phänomen, an dem sich auch nach 1880 wenig änderte. Hinzu kommt natürlich, was wir bereits durch Robinson und Gallagher gelernt und anhand der historischen Vorgänge genauer studiert haben, daß die Phase des sogenannten Hochimperialismus nämlich tatsächlich kein größerer Bruch sondern nur die Fortsetzung des Imperialismus des Freihandels unter anderen Rahmenbedingungen und mit anderen Mitteln war.

Zumindest für das Russische Reich und für Frankreich kann mit ebensolchen Argumenten füglich bezweifelt werden, daß um 1880 eine gänzlich neue Entwicklung eintrat. Dafür war ihr Imperialismus zu alt, zu traditionsbeladen und durch zuviel Kontinuität gekennzeichnet. Es bringt also wenig, die Imperialismusinterpretation auf die Periode nach 1880 einengen zu wollen. Vielmehr kommt es darauf an, die ganze Expansionsgeschichte seit dem 16. Jahrhundert theoretisch zu erfassen.

Gerade das Phänomen des Subimperialismus von men on the spot, dem wir immer wieder begegnet sind (Wellesley in Indien, die neuseeländischen und australischen Siedler), spricht ebenfalls gegen die Möglichkeit, um 1880 einen grundsätzlichen Bruch und damit die Möglichkeit zur Einbringung von allein auf die Zeit danach bezogenen Imperialismustheorien anzusetzen. Das Phänomen des Subimperialismus zeigt aber noch mehr: Allein auf die Entwicklung in den Metropolen konzentrierte Erklärungsmodelle haben nur eine begrenzte Reichweite. Wenn nämlich, wie wir ja wissen, koloniale Expansion auch gegen den Willen der

Zentrale, und gar nicht so selten, vonstatten ging, dann muß die Imperialismustheorie sich sehr viel intensiver mit den Vorgängen an der kolonialen Peripherie beschäftigen, wenn sie mehr erreichen will.

Genau dies hat, was kaum überraschen wird, die moderne Imperialismusforschung gerade in GB getan. David Fieldhouse war der Erste, der eingehend auf die große Bedeutung der men on the spot (also der britischen Beamten Offiziere, Politiker und Geschäftsleute in den Randbereichen des Empires) als Triebkraft des Expansionismus hinwies. Er erkannte hierin ein Grundmuster in der britischen Expansionsgeschichte.

Kenneth Galbraith hat diese Analyse vertieft, als er das immer wieder hervortretende Phänomen der "turbulent frontier" (unruhigen Grenze) näher beleuchtete. Beinahe konstant wurde in Indien, Australien, Neuseeland und später auch in Afrika Expansion über die Ränder des Empires hinaus mit der Notwendigkeit begründet, eine unruhige, schwer zu verteidigende Grenze zu beseitigen und unruhige, kriegerische Stämme oder benachbarte Staaten zu "befrieden". Ein derartiger Expansionismus hatte mit der Politik in der Metropole natürlich wenig zu tun, dafür aber umso mehr mit den Interessen von militärischen men on the spot, die mit einer derartigen Argumentation ihre eigenen Expansionsbestrebungen legitimierten.

Tatsächlich ist die Forschung neuerdings auf bestem Wege, diesen Eigeninteressen der men on the spot genauer auf die Spur zu kommen. Es handelt sich hierbei um Karrieremuster bei Offizieren, Beamten und Politikern vor Ort, sowie um Profitinteressen von Kaufleuten und Abenteurern. Eines aber hatten sie alle gemeinsam: ihre exponierte und häufig unbefriedigende Stellung am Rande des Empires ermutigte sie zu besonderen Anstrengungen, um ihren Aufstieg zu beschleunigen. Expansion und Krieg waren hierfür zumeist besonders viel versprechende Wege.

Tatsächlich scheint das Empire, wie jedes andere Kolonialreich auch, an seinen Rändern zwangsläufig expansionistische Strukturen geschaffen zu haben, die sich dann verselbständigten. Expansion und Imperialismus schufen damit die Strukturen, die weitere Expansion und weiteren Imperialismus nach sich zogen. Das beste Beispiel hierfür war bekanntlich Indien, wo die Expansion seit dem 18. Jahrhundert ziemlich stetig voran ging, weitgehend unabhängig von den sich verändernden Rahmenbedingungen, ob man sie nun später Imperialismus des Freihandels oder Hochimperialismus nannte.

Doch dies war längst nicht der einzige periphere Faktor, der die Expansion vorantrieb. Der zweite von der Zentrale kaum zu kontrollierende Selbstläufer war das Wechselspiel von Kooperation, Kollaboration, Widerstand und kolonialer Okkupation. Am Beispiel Arikoyes, des Herrschers von Lagos, zu dessen Rettung britisches Militär im Jahre 1851 sein Reich okkupierte, und am Beispiel der britischen Intervention in Ägypten im Jahre 1882 hatten wir diesen Mechanismus ja genauer kennengelernt: ein einheimischer Herrscher oder einheimische Eliten sind zur Kooperation mit britischen Interessen bereit, was zur Integration von deren Herrschaftsgebiet in GBs informellem Empire führen konnte. Doch die Durchsetzung britischer Interessen auf Kosten von großen Teilen der einheimischen Bevölkerung konnte zu Aufständen, ja zum Sturz des kooperierenden Regimes führen. Dies wiederum nötigte die Briten zur militärischen Intervention und häufig zur Etablierung direkter Herrschaft. Eine neue Kolonie oder ein neues Protektorat waren entstanden, ohne daß London derartiges geplant oder selbst gewünscht hatte. Diesen Mechanismus hat Ronald Robinson in seinem Kollaborationsmodell ausführlich beschrieben und analysiert. Dies war eine weitere entscheidende Treibkraft in der Expansion des Empires.

Gleichwohl hat Robinson hier sogar noch zu eng

gedacht. Sein Ansatz betrachtete die Dinge primär aus der Sicht der Europäer. Deshalb auch wählte er den problematischen Begriff „Kollaboration“. Betrachtet die Dinge jedoch aus der Sicht der indigenen Eliten und anderen Gesellschaftsgruppen (Sepoys!), dann zeigt sich sehr schnell, dass diese einheimischen Kräfte massive Eigeninteressen in den Beziehungen zu den Eindringlingen verfolgten. Dann wird aus Kollaboration nämlich Kooperation, ein Geben und Nehmen zwischen beiden Seiten, der Kampf gegen gemeinsame Feinde und die gemeinsame Bereicherung auf Kosten anderer indigener Gesellschaftsgruppen und letztlich auch der britischen Steuerzahler. Derartige Kooperationsbeziehungen waren sehr komplexer Natur und noch komplexer war das jeweilige Umfeld, in welchem sich diese Symbiose vorübergehend oder auch dauerhaft etablierte. Am Beispiel der Vorgänge am Hofe des Nizam von Hyderabad im Zuge der Unterwerfung Indiens durch Lord Wellesley um 1800 haben wir ein derartiges Beziehungsgeflecht beobachten können. Dabei sind derartige Phänomene längst nicht ausreichend erforscht. Hier ging es nämlich nicht nur um Machtspielchen und handfeste materielle Interessen, sondern auch um hoch komplexe interkulturelle Beziehungen, die von allen Beteiligten unbedingt beachtet werden mussten. Vor diesem Hintergrund gilt es zudem, die Bedingungen und Umstände neu auszuleuchten, unter denen sich Kooperation als unmöglich erwies und zum Widerstand führte. Festzuhalten aber bleibt generell, dass das Beziehungsgeflecht der Kooperation von entscheidender Bedeutung für die europäische Expansion war. Ohne Unterstützung von Teilen der indigenen Gesellschaften wäre es für die wenigen Europäer unmöglich gewesen, ihre Interessen an der imperialen Peripherie durchzusetzen. Derartige Kooperationsgeflechte spielten überdies auf allen Stufen imperialistischer Expansion eine maßgebliche Rolle. Beginnend mit dem ersten Kontakt, gefolgt von der Etablierung informeller Herrschaftsstrukturen und schliesslich sogar unter den Bedingungen direkter

Kolonialherrschaft – immer war die Kooperation indigener Gesellschaftsgruppen unverzichtbar, allein schon um die Kosten imperialer Penetration in Grenzen zu halten. Auch hier zeigt sich, wie wenig hilfreich, ja intellektuell kontraproduktiv künstliche Epocheneinteilungen sind. Denn diese Strukturphänomene lassen sich bei der Eroberung Mexikos und des Inkareiches durch die Spanier ebenso aufzeigen, wie bei der Etablierung britischer Herrschaft in Indien um 1800 oder auch in Afrika gegen Ende des 19. Jahrhunderts und auch bei der britischen Mandatsherrschaft in Palästina seit 1918, um nur ein paar Beispiele zu nennen. Imperialismus war somit nie eine vollständige Einbahnstrasse. Vielmehr musste immer ein gewisser Preis an kooperationswillige indigene Kräfte gezahlt werden. Für die zukünftige Forschung wird es deshalb ein lohnendes Projekt sein, Ronald Robinsons Kollaborationsthese vom Kopf auf die Füße zu stellen. In diesem Kontext wird auch die Rolle der men on the spot neu zu untersuchen sein, denn sie handelten oft nicht nur auf eigene Faust und vornehmlich im Eigeninteresse, sondern gingen mit ihren indigenen Partnern mitunter eine symbiotische Interessengemeinschaft ein, die sich gegen die Absichten und Vorstellungen ihrer Auftraggeber richten konnte.

Übergeordnete Wirtschaftsinteressen der Metropole waren also an der kolonialen Peripherie durchaus nicht immer, ja vielleicht sogar nur selten bestimmend. Der Expansionismus lief dort häufig nach eigenen Gesetzen ab. Er war somit vornehmlich ein Phänomen der Politik und nicht der grundlegenden Ökonomie. Dieses Ergebnis wird noch verstärkt, wenn man die Politik des präventiven, gegen andere Mächte gerichteten Expansionismus, dem sich auch die Zentrale mitunter verschrieb, hinzurechnet. Dann wird der Imperialismus erst recht ein politisches Phänomen. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß das wirtschaftliche Motiv diesem politischen Phänomen des Expansionismus immerhin mittelbar zugrunde lag. Es

klingt banal: doch das Grundinteresse der europäischen und damit auch der britischen Expansion war letztlich natürlich das Geschäftemachen in Übersee. Das diese Geschäfte jedoch den Charakter des Imperialismus annahmen, hatte politische Ursachen, denn nur politisches Ungleichgewicht ermöglichte die gewaltsame Durchsetzung von Wirtschaftsinteressen auf dem Wege von indirekter und direkter Herrschaft, und nur politische Instabilität und Widerstand der Schwächeren machte die gewaltsame Durchsetzung von wirtschaftlichen Interessen, sofern sie überhaupt vorhanden waren, notwendig.

Das bringt uns zu der Definition des Begriffs Imperialismus, die sich in dem Aufsatz von Robinson und Gallagher, "The Imperialism of Free Trade", findet. Mit einem kleinen Zusatz versehen, nämlich daß es bei Imperialismus immer um die Herstellung ungleicher Wirtschaftsbeziehungen geht, halte ich diese Definition immer noch für die beste "auf dem Markt":

Der Imperialismus ist demnach die politische Funktion des Prozesses zur Eingliederung neuer Gebiete in eine expandierende Wirtschaft.

Die Erscheinungsformen des Imperialismus sind dabei abhängig von den jeweiligen Rahmenbedingungen. Sie können von informeller, indirekter Herrschaft, also von Imperialismus in weiterem Sinne, bis zu direkter Kontrolle reichen, also der Kolonialherrschaft. Kolonialismus ist somit nur eine Unterform des Imperialismus. Dabei kann imperialistisches Vorgehen unabhängig von unmittelbaren Wirtschaftsinteressen, etwa bei strategischen Eroberungen auftreten.

Eine derart gefaßte Imperialismusdefinition erlaubt uns auch, die vielfältigen Erscheinungsformen des Britischen Empires besser zu verstehen. Denn das Empire hat in seiner langen Geschichte die große Bandbreite imperialistischen Vorgehens voll ausgenutzt. So ziemlich jede imperialistische

Herrschaftsform wurde ausprobiert und entsprechend den jeweils herrschenden Bedingungen in Raum und Zeit angewandt. In dieser Flexibilität lag das Erfolgsgeheimnis des Britischen Empires. Diese Flexibilität ermöglichte aber auch jene langen Kontinuitäten, die die Geschichte des Empires kennzeichneten und jeden Versuch, in der Geschichte des Imperialismus große Brüche und Einschnitte zu diagnostizieren, fragwürdig erscheinen lassen. Es war die Kontinuität der Flexibilität, die eine rote Linie in der Geschichte des Empires darstellte.

Es wäre jedoch übertrieben, die sogenannten peripheren Faktoren des britischen Imperialismus zu verabsolutieren. Hierbei handelte sich nur um jene Triebkräfte, die massgeblichen Einfluss auf die jeweiligen konkreten Expansionsschritte nahmen. All dem lag natürlich die grundsätzliche Bereitschaft des Mutterlandes zugrunde, imperialistische Expansion wenigstens zu dulden, wenn nicht gar bewusst zu fördern. Es gab schliesslich immer wieder führende Politiker in London, die wie Henry Dundas zu Beginn und wie Lord Salisbury am Ende des 19. Jahrhunderts den Imperialismus zu obersten Maxime ihres Handelns machten. Selbst Kritiker des Imperialismus wie Gladstone konnten sich dem Sog des Expansionismus nicht gänzlich entziehen. Dabei machte die schiere Existenz des Empires seinen Erhalt und sogar seinen Ausbau unumgänglich. Zudem aber stellten die inneren sozialen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen des Mutterlandes den Nährboden dar, auf der Imperialismus gedeihen konnte. Die strikte britische Klassengesellschaft begünstigte die Herrschaft einer kleinen Oligarchie, deren Interessen sich immer wieder durchsetzten.

Im Zentrum dieser Oligarchie stand die Londoner City, also das Handels- und Finanzkapital mit seinen weltweiten Interessen. Diese "Gentleman-Kapitalisten", wie sie von Peter Cain und A.G. Hopkins getauft wurden, standen sicher nicht hinter jeder einzelnen

Eroberung. Ja, der kostengünstige Freihandelsimperialismus kam ihren Interessen prinzipiell weit eher entgegen als der hektische Eroberungskolonialismus in entlegenen Gegenden des Planeten. Die Platzierung der Auslandsinvestitionen (Indien, Amerika) war der beste Beweis dafür. Auf der anderen Seite aber waren es gerade die massiven finanziellen Interessen in Übersee, die die Rahmenbedingungen für den britischen Imperialismus schufen. Entdecker und Eroberer an der Peripherie, wie auch Sozialimperialisten und Expansionspolitiker in der Metropole konnten immer wieder argumentieren, dass der Imperialismus der Verteidigung eben dieser Interessen diene. Der "gentlemanly capitalism" war somit die zweite rote Linie, welche die Geschichte des Empires bestimmte. Er beruhte eben nicht auf der Herrschaft von Industriemonopolen, sondern war das Resultat von sozio-politischen Strukturen, die einer traditionsbewussten Finanzoligarchie die zentrale Rolle im britischen Herrschaftssystem einräumten.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Finanzoligarchie endgültig das Interesse an imperialistischer Expansion verlor, fand die Geschichte des britischen Empires ihr Ende. Doch dies ist eine andere Geschichte ...